

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer. 1927-1944 1933

208 (30.7.1933) Am badischen Herd

Am badischen Herd

Unterhaltungsbeilage des „Führer“

Das Erlebnis des Peter Kreutter

Von Elisabeth Skoda

In einem kleinen Fischerdorf an der See lebte ein Mann bedürfnislos in einer Hütte. Peter Kreutter hieß er und war ein Privatgelehrter. Er war ein einfacher Mensch und lebte ganz altmodische Dinge: die Sonne und das Meer und die Möwen und den Birkenwald. Und noch anderes: Goethe und Napoleon und Mozart und Christus und Buddha. Geld mochte er wohl haben, denn arbeiten sah man ihn nicht, wenigstens, was das Volk dort arbeiten nannte. Vielleicht schrieb er Bücher, vielleicht dachte er sie nur. Seine Gedanken flogen wie goldene Wunderdiesel in das ferne Land, wenn er so am Strand saß und den weiten strahlenden Himmel anschaute.

Frauen gab es nicht in seinem Leben. Ob er je geliebt hatte? Niemand wußte es, niemand kümmerte sich um ihn und sein Herz. Er selbst hatte bewußt immer eine unsichtbare Mauer um sich gezogen, früher, als er noch in Städten lebte und man ihm Frauen vorstellte. Es war so unheimlich zu leben, abgesehen davon, daß man tausend Hemmungen hatte. Die jungen Mädchen — ach, das waren Gänse, die von Girlefangen sprachen und lächelten —, die fielen überhaupt nicht ins Gewicht. Und Frauen? Die hatten entweder Männer und waren glücklich oder hatten keinen und waren unglücklich. Die einen brauchten ihn nicht, die anderen waren bleiche Wassertröpfchen und mußten getrocknet werden — das war wieder nichts für ihn. So steigerte er sich allmählich in einen leisen Groll hinein gegen alles, was weiblich war.

Bis eines Tages in seine Einsamkeit das Erlebnis kam.

Es war in einem Sommer, und das kleine Fischerdorf sah wie alljährlich ganz wenige Gäste. Denn es war kein mondäner Ort, es war ein ärmliches Dorf, wo es nur Luft und Licht und Wasser und Weite gab, aber keine Hütel und keine Kurmittel, keine Yachtclubs und kein Radio. In diesem Sommer aber war ein Paar dorthin gekommen, ein Maler und seine junge Frau, die ganz kurz nach der Hochzeit ihre Hüttenwohnungen da betriebliegen wollten. So berichtete der alte Seewirt, bei dem der Sonderling manchmal sein Essen einnahm, wenn er sich nichts selbst kochen wollte.

Am ersten Morgen kam das fremde Paar an den Strand, gerade an die Stelle, wo Peter Kreutter auf seinem Liegestuhl zu träumen und zu lesen pflegte. Er, der Maler, brachte eine Staffelei mit, zog eine frische Leinwand auf und begann Farben zu mischen. Die junge Frau hüpfte in einem schwarzen Trikot, um die Schultern löse einen weiten Bademantel

geschlungen, wie eine Bachstelze zwischen ihrem Mann und Peter Kreutter hin und her. Der Junggeselle zog den bekannten Vorhang vor sein Herz und war wütend. Aber doch sah er sich, in die Sonne blinzelnd, die junge Frau heimlich an und mimte Unbeteiligtsein dabei. Sie aber kam zu ihm und sagte mit einer glotzenbellen Stimme: „Guten Morgen, Sie fremder Mann! Hier muß man einem doch guten Morgen sagen, es ist ja alles voll Licht und Sonne und Glüd.“

Von Peter Kreutter fielen einige Wellen von Ungutsein, Ueberwärtigkeit und Mißtrauen ab, als ob er sich so angesprochen fühlte. „Wie war das doch mit deiner Griesgrämigkeit, Peter Kreutter?“ höhnte eine Stimme in ihm, als er jetzt aufstand und — schließlich war man ja doch so etwas wie gebildet — sich vorstellte.

Der Maler rief lachend zu seiner Frau herüber: „Kind, nenne ihm unseren Namen — ich muß hier arbeiten, ich habe keine Zeit für gesellschaftliche Dinge.“

Die junge Frau — Peter Kreutter mußte es sich gestehen, da er nun zwei Stunden in ihrer Nähe verbracht hatte — war wohlwiegend und angenehm. Hochgewachsen stand sie in dem weichen, weichen Sand, und das verschwimmende Blau von Meer und Himmel bildete einen guten Rahmen um ihre schöne Gestalt. Wie sie lachen konnte, daß es einen warm durchstrahlte.

Der erste Vormittag wiederholte sich jetzt täglich. Auf des Malers Leinwand glitten weiße Segel am Horizont. Sein Arbeitsplatz war ein ziemliches Stück entfernt von der Frau und dem Junggesellen, und wenn er ab und zu breit, schön und sonnengebräunt, ein paar Worte herüberrief, derbe Scherzworte, sie solle sich nicht von Peter verführen lassen, oder zärtlich besorgte, daß sie nicht zu weit hinausschwimme, dann spürte man, wie er sie liebte und wie sie ganz sein war.

In Peter Kreutters Herz ging es wirr zu. Daß er sie zu lieben begann, das hätte er sich nie eingestanden. Ein unbeschagliches Gefühl begann ihn zu plagen. Er wünschte sie weit weg und im nächsten Moment wollte er, sie wäre ganz nah, viel näher, als sie so im Sande mit geschlossenen Augen neben ihm lag. Aber wehe tun wollte er ihr — o das wollte er. „Wie ist das eigentlich“, fragte er mit gleichgültiger Stimme, „Hüttenwohnungen?“ (tatsächlich sein, ja, das könnte sie kränken), „wie empfand das eine Frau wie Sie?“ Sie war viel zu glücklich, als daß sie irgend eine schlechte Ansicht hinter seiner Frage vermutet hätte. „Hüt-

terwohnungen“, philosophierte sie, „weshalb ein solches Wort!“ Sie behnte die Arme mit einer wundervollen Bewegung: „Anders müßte es heißen — Sonnenwohnungen, Himmelswohnungen — ein feines Rot überzog ihre Wangen — Sternennächte...“

„Da hast du's, Peter Kreutter“, dachte er ingrimmig, „sie hat so viel Seligkeit in sich, daß sie dein Mißtrauen und deine Bosheit gar nicht einmal merkt.“ Und er sah sich zu ihr hin und wäre ihr gerne losend mit den Fingern durch ihr braunes Haar gefahren.

Die Wochen schwanden. Der Maler packte eines Tages sein Malzeug zusammen und umfaßte mit einem letzten Blick, die Hand über den Augen noch einmal alles: die Farben, die vom zartesten Blau bis zum kräftigsten Rot über dem Meere schwebten, die schmale Küste mit den Sandsteinfelsen und die bunten Häuser der kleinen Siedlung, die grell in der Sonne lagen.

Die junge Frau — es war der letzte Tag ihres Aufenthaltes — war etwas bekommen, da sie längst ins Herz des Peter hineingesehen hatte und ihm doch nichts geben konnte als den Abglanz ihrer seligen Zeit. Als sie ihn zum letzten Mal allein sprach, da sagte sie lange



Ausflug ins Wochenende
Brigitte Helm am Schwielow-See bei Berlin

seine Hand und sagte: „Sie sollen nicht traurig sein, Peter Kreutter. Ihnen bleiben Meer und Sonne. Wir aber müssen in die Stadt und“ — sie lächelte ein klein wenig wehmütig — „in einen vierten Stock mit Nordlicht und einem winzigen Stück Himmel im Keller.“

„Lächle nur“, dachte Peter Kreutter dumpf und fühlte ein Würgen im Halse aufsteigen, das ihm die Kehle zuschnürte und die Sprache nahm.

Als am nächsten Morgen der kleine Dampfer in den leuchtenden Himmel hinausfuhr und er den hellen Schleier der jungen Frau flatternd verschwinden sah, da sagte er leise übers Meer und sprach es wie ein Gebet: „Junge Frau, ich wünsche dir noch unendlich viele Sonnenwohnungen, Himmelswohnungen und Sternennächte.“

Dann ging er in seine Hütte zurück, schloß die Tür, und helle Tränen liefen über sein Gesicht.

Anekdote vom Weisjagen

„Argens sagte zum König Friedrich dem Großen, er wüßte einen Geistlichen der Weisjagen könnte. „Wüßte ihn sehen“, sagte der König und befahl, daß, sobald der Prophet kommen würde, ein zum Galgen verdamnter Soldat vor seinem Zimmer Schildwacht stehen sollte. Der Geistliche kam. „Er kann Weisjagen“, sagte der König, „nun, so sag Er mir, wie lang die Schildwacht da noch leben wird.“ Der Geistliche studierte die Physiognomie des Soldaten und sagte endlich: „Der Kerl wird in einem hohen Alter sterben.“ Laut lachend erwiderte der König: „Weiß Er, Herr Weisjager, daß ich diesen Kerl morgen hängen lassen?“ Der Pfarrer blieb bei seinem Wort. „Brach der Tag der Hinrichtung, schon stand der Unglückliche am Pfahl des Todes; eine Karosse rollte vorbei — die Herzogin von Braunschweig und Prinzessin Amalie wollten ihren königlichen Bruder mit einem Besuch überraschen. „Halt! Was gibst du hier? — Was hat der Kerl getan?“ — „Er ist desertiert.“ — „Ein paar Minuten Verzug, bis auf weiteren Befehl.“

Die Prinzessinnen kamen nach Potsdam und wurden von Friedrich mit Bruderfreunden begrüßt. „O, es mir mehr sprechen, gewähren Sie uns eine Gnade, liebster Bruder. Sie können es tun, schwören Sie uns, wollen Sie?“ „Besitzt von dieser jämmerlichen Zudringlichkeit“, sagte der König: „Ich will's, so sprecht!“ — „Wir bitten um das Leben des armen Soldaten, der soeben gehängt werden soll!“ „Ist er noch nicht gehängt?“ fragte der erstaunte König. Ein Kurier brachte dem Minister das Leben, und der weisjagende Pfarrer wurde königlich belohnt.

Der Jüngling im Feuerofen

ROMAN VON HEINZ STEGUWEIT

75. Fortsetzung
Bald standen wir am Werth. Zehn Minuten vor sechs. Kein Warschauer in Sicht, solche Herolde waren nie pünktlich. Wie wollte der uns aufs Floß bringen, wenn er eine volle Stunde vorausrudern mußte?

Boche schlug an. Der Hund hatte immer gute Witterung: Ueber die Landstraße kam ein Poilu. Ich sah genauer hin: Kein Offizier mit Gamfischen und Reitweische. Wenn der nur nicht...

Schon sprang er vom Deich in die Uferwiese, warf eine Zigarette fort, daß die Funken sprühten, kam spornstreichs auf uns zu. Das war ja — das war ja der jüngste Leutnant, der seit vier Jahren schon so etwas wie Takt hatte. Er grüßte soldatisch und fragte mich stückweise, ob ich noch fähig sei, einem Franzosen die Hand zu geben —

Ich gab sie ihm und dachte halt dies: Irgendwo hat man als Frontler eine Heimat in Frankreich. Irgendwie zehrt in uns eine Sehnsucht nach den Weidern, die mit uns angeheilt wurden. Was sollte ich dem Leutnant noch sagen? Er war verloren wie ich: „Wissen Sie, der Friede weht um alle Häuser, ihr aber haltet krampfhaft die Türen und Fenster zu. Ihr seid das große Serrferner!“

Er verstand mich nicht. Und ich war so stolz auf meinen Sak. Also mußte ich den Außenleiter stehen lassen, ohne meinen Händedruck gerechtfertigt zu haben. Und doch war ich glücklich bei allem Glend, weil diesen Poilu das Gewissen getrieben hatte. Getrieben zu haben schien.

Wir warteten, froren, warteten. Sechs Uhr. Halb sieben. Sieben Uhr. Wenn der helle Himmel kam, waren wir verkaufte Leute. Ich trat von einem Fuß auf den andern. Maria stellte hundert ungeduldige Fragen, mein Kopf wollte plagen. Dieses ewige Abschiednehmen. Meine Frau kannte schon wieder.

„Sei still, wir sterben noch nicht!“
Boche zitterte vor Kälte. Sebastian konnte im Tuch der Mutter. Der Knirps war blau vor Frost. Meine Seele mühte sich mit wirren Gedanken ab, doch meinte ich jetzt, es sei etwas Gutes daran, daß wir dieses Nest verlassen. Noch zwei Jahre, und das Kind hätte schon den Klatsch der Leute verstanden. Ich wollte doch Sebastians Vater sein.

Ich zog die Summe meiner letzten Monate und bildete mir ein, wir hätten fett gelebt. Da war es für meine Verhältnisse höchste Zeit, daß es mir wider dreißig ains.

Boche schlug an. Auf dem Rhein ein blinkendes Laternen, dazu das Nigischern kräftiger Rudererschläge. Die Weinberge reckten sich in den aufhellenden Himmel, das Licht des Morgens froh saghaft durch die Lächer der Burgruinen. Ich pfiff auf zwei Fingern, Maria zuckte zusammen dabei: „Das Kind wird wach!“
„Gaal, — der Warschauer kommt!“

Er rief mich von weitem an, ob ich der Manes Himmerod sei. Und schimpfte sich dann ein laftiges Regaliter vom Herzen. Er habe mich schon bei Trechtlinghausen am Werth erwartet, eine volle Stunde sei da zum Teufel gegangen. Es war nicht meine Schuld. Hauptfache, daß wir

uns endlich fanden. Die Junst der Schiffer hatte für mich agorot, heiliger Redomut, bleib ihnen aut.

Der Kahn des schwinkenden Warschauers konnte sich des leichten Ufers wegen nicht vor die Bühne legen. Also mußte ich bis zu den Knöcheln ins Wasser, um zuerst Maria ans Boot zu tragen. Dann nahm ich Sebastian auf den Rücken und dachte an Sankt Christopherus aus dem Kölner Dom. Der Warschauer schimpfte schon wieder: „Eu vill Gepäd?“

„Mensch, wir sind doch Ausgewiesene!“
Der Jüngling riss sich die Kappe vom Schädel. Er hatte uns bisher für Sommerfrischler gehalten.

„Bissles, dat han ich nich gewußt. Minga Broder hält mir befallt, in Mostheim wollt einer et Fahrgeld loare!“

Und trakte sich spakisch im Genid: „Do riskieren ich immer allerhand...!“
Ich fragte ihn: „Du bist aus Köln?“

„Du och?“
„Ja auch!“
„Gib mir en Büsche!“

Ich hate es zu eilia. Auf der Landstraße klapperten schon Soldaten. Wir stießen ab. Boche blies am Ufer, bellte, heulte, wedelte mit dem Schwänchen. Wir gondelten rüstig fort. Da sprang der Hund ins Wasser, schwamm uns nach, strampelte, jammerte —

Ich fühlte mich schuldig. Der Warschauer stemmte sich in die Riemen, aber Boche faßte es nicht, daß sein Herr ihn vergaß. Maria hielt sich die Augen zu. Da stoppte der Schiffer, wir warteten, ließen uns treiben. Bis Boche in der Nähe war. Da packte ich ihn am Bickel, zog ihn ins Boot. In Gottes Namen. Das Tierchen streckte sich erschöpft auf die Planken, die Zunge flatterte, die Lippen troffen, die lahmett Beinchen hieberten. Manes Himmerod hätte Prängel verdient, wenn so viel Treue eroffen wäre. Meine Hand strich über das patinafasse Fell, und der Hund beleckte heulend meine Finger.

Wir blickten noch einmal nach dem Ufer, wo

sich das Dorf im Morgenlicht reflektete. Jedes Fenster schien zu gähnen, auf meiner Ponte wehte die Trifolore. Beschlagnahme, basta. In den Dachlufen der Winger wurden heimlich Laternen und Tücher geschwenkt, für uns, zum Abschied, man hatte den Ehrenbürger nicht vergessen. Ich legte die Hände wie einen Schalltrichter um den Mund: „Wir kommen bald wieder!“

Dann trieb das Boot um die Krümme, wir mußten außer Sicht kommen, es gab ja immer noch Kugelsprigen in den Häufen der Sieger.

„Ja, Mariechen, da hat man uns wieder auf die Finger geklopft. Sind wir nun lahm vor Leid, oder haben wir neue Flügel bekommen? Daß unseiner so oft vom Zusammenbrechen spricht und es doch nicht tut. Es muß etwas dran sein. Hörst du auch zu, Mariechen?“

Maria lachte wieder. Endlich. Sie hielt das Kind im Arm, sah geborgen auf der Bank und blickte mich so groß an, als ginge alle Stärke von Manes Himmerod aus. Wie stellte ich es nur an, daß dieser Glaube nicht enttäuscht wurde? Ich wandte mich an den Warschauer, der unentwegt mit den Holmen ruderte: „Kamerad, wie heißt du?“

„Ich? Jupp duinn ich heiße. Wöröm dat?“
„Wo warten wir auf das Floß, Jupp?“
„Do Jech, mir wabe nit, mir müsse die hinger Sirzenach treffe, die han do de Nach tüwer am Anker geläge. Weitere funnten je nit fahre, weil der Nebel so deet wor. Versteißt du dat?“

Ob ich Jupp verstanden hatte! Er sprach ein rasserines Kölsch, mir wurde ganz mollig.

Da der Strom zwischen den Weinbergen eng und reißend war, kamen wir flink von der Stelle. Die Kilometersteine schaukelten vorüber, der Wind blies uns auf die Nieren, der Tag wurde immer lichter. Maria bekannte die Wunder der Landschaft, die wir heute mit ruhigen Augen betrachten durften. Zuerst den alten Zollturm der Kanber Pfalz, wo Wlucher in der Neujahrsnacht 1813 übers Eis mußte.

Fortsetzung folgt.